

Drei Formen der Gelassenheit

Zur Theologie der ignatianischen Exerzitien

Hans Urs von Balthasar, Basel

Der Sünder – auf dem Weg zur Gelassenheit

Die ignatianischen Exerzitien kennzeichnet mit jeder wünschbaren Deutlichkeit ein Doppelrhythmus, dessen erster Takt die notwendige Vorbereitung des zweiten ist. Vom Fundament, ja schon von der „Ersten Vorbemerkung“ an, wird mit unerbittlicher Konsequenz ein Einziges eingeübt: die „*indiferencia*“: negativ als Überwindung aller „ungeordneten Neigungen“, die den Menschen vorweg bestimmen, dem ihn Lockenden zu folgen, das ihm Peinliche zu meiden, wobei sich das „Ungeordnete“ der Neigungen durchaus hinter den allen Menschen „natürlichen“ Strebungen verbergen kann: wer wollte schon „Gesundheit nicht mehr als Krankheit begehren, Reichtum nicht mehr als Armut, Ehre nicht mehr als Ehrlosigkeit, langes Leben nicht mehr als kurzes“! Der Maßstab für das, was hier „Unordnung“ heißt, liegt aber offenbar nicht in einer Idee und einem Ideal der Humanität, er ist kein anthropologischer, sondern von vornherein ein transzendenter, theologischer: der Wille Gottes über dem Menschen, über jedem einzelnen im besonderen. Damit dieser „göttliche Wille gesucht und gefunden“ werde und er über das Leben „disponieren“ (*disponer*) kann, wird die *indiferencia* eingeübt, um die „Seele in Bereitstellung zu versetzen (*disponer*)“, positiv diesen höheren Willen „zu suchen und zu finden“. Das theologische Menschenbild, das im „Fundament“ als einzig normatives vorgestellt wird, ist nicht das der „religiösen Selbstverwirklichung“, sondern das des Über-sich-hinaus des Menschen auf „Gottes Lobpreis, Verehrung und Dienst“. Nur in dieser Transzendenz „rettet er seine Seele“. Und „alles übrige, was es auf Erden noch gibt“, alle weltliche Immanenz ist auf dieses transzendente Ziel hin gegeben und auszurichten.

Indiferencia um jeden Preis. In sie üben die zu meisternden seelischen Gestimmtheiten ein: Tröstungs- und Trostlosigkeitserfahrungen, um ihrerwillen soll sich einer, der „ungeordnet an einer Sache hängt, unter Aufbietung aller Kräfte zum Gegenteil dessen, wozu er eine ungeordnete Neigung hat, hinbewegen, ... sich auf dieses Gegenteil hin einstimmen (*affectarse*), indem er darauf in Gebeten und anderen geistlichen Übungen hindrängt und von Gott unserem Herrn das Gegenteil erbittet“. Dieser vielleicht übertrieben scheinende Rat wird spätestens dann als normal und notwendig vorkommen, wenn es für den Christen um die Nachfolge des leidenden Christus gehen wird, der für sich Schmerz, Schmach, kurzes Leben gewählt hat.

Je näher die Exerzitien ihrem Hauptzweck und Höhepunkt, der „Erwählung“ (*elección*) kommen, desto intensiver wird um die *indiferencia* gerungen, bis hin zu so subtilen, fast kasuistischen Betrachtungen wie der von den „drei Menschenpaaren“, wobei die Zweiten die entscheidenden sind: sie wollen von dem nicht durchaus rechtmäßig erworbenen Geld und der Anhänglichkeit daran „zwar lassen, aber so, daß sie im Besitz der erworbenen Sache bleiben, dergestalt, daß Gott dorthin kommen soll, wohin sie selber wollen“; während die Dritten „die Anhänglichkeit so lassen wollen, daß ebensowenig eine Neigung sie bestimmt, die erworbene Sache zu behalten, als sie nicht zu behalten“. Das „Lassen“ wird, wie gesagt, dem natürlichen Menschen immer Schwierigkeit bereiten, so daß er, um in die rechte „Gelassenheit“ zu gelangen, um ein durch Gott Beraubt-werden „bitten soll, auch wenn es gegen das Fleisch wäre“.

Die Leere der Indifferenz in den Exerzitien ist von ganz anderer Art als die Leere, wie sie in manchen fernöstlichen Praktiken gesucht wird; aber sie ist im Grunde radikaler als diese. Denn während die letzteren sich nicht darum kümmern, was im vergangenen Leben theologisch Unordnung, also Sünde gewesen sein mag, verwenden die Exerzitien die ganze „erste Woche“ darauf, sündige Unordnung auszuräumen, wobei vielleicht erstmals in ein Leben das Licht des göttlichen Gerichts, des vollen Ernstes des Kreuzes einfällt. Aber diese erste Woche der Reinigung ist nicht Selbstzweck, sondern Vorbereitung: Abbau aller Illusionen über scheinbar aus eigener Kraft Aufgebautes und Erreichtes, Demütigung bis zur Einsicht in die eigene Verlorenheit – hinge die Existenz nicht immer noch an dem unzerreißbaren Faden der Gnade Gottes. Die Sündenbetrachtungen schaffen nicht nur eine große Leere, sie öffnen einen gähnenden Abgrund und ermöglichen, im tiefen Erschrecken vor der eigenen Unordnung, eine Sehnsucht nach der wahren Ordnung des Lebens. Im Doppelsinn von *disponer* wird im ersten Takt des Exerzitienrhythmus der erste Sinn erreicht: sich (durch Indifferenz) disponieren, damit der zweite Sinn sich durchsetzen kann: daß Gott über mich disponiere.

Die zweite bis vierte Woche dient diesem zweiten: in der Betrachtung des Lebens, Leidens und Auferstehens Jesu, in der Nachfolge von Situation zu Situation wird, falls „ich nicht taub bin für seinen Ruf“, seine Wahl sich ereignen und von mir verstanden werden. Er wählt, wir wählen, was er für uns wählt. Wir wissen jetzt, „wie wir uns bereiten sollen (*disponer*)“, damit wir in jedem Stand oder Leben, das Gott unser Herr uns schenkt, um es zu erwählen (*nos diere para eligir*) zur Vollkommenheit gelangen können“. Zu diesem von Ewigkeit her für uns von Gott Erwählten hin sind wir geschaffen; indem wir Gottes Wahl wählen, verwirklichen wir unsere eigene Idee, und das ist die höchste Freiheit. Was aber Gott für uns wählt, ist auf jeden Fall eine Sendung in der Nachfolge Christi, innerhalb seiner Kirche, ein „charisma“, wenn man

diesen Begriff mit dem der Sendung zusammenfallen läßt. Nur wenn wir uns mit unserer Sendung identifizieren, werden wir im tiefsten, theologischen Sinn eine Person.

Man kann diesen Satz an den Heiligen verifizieren, zum Beispiel an Paulus oder an Augustinus oder an Franziskus oder an Ignatius, bei denen das von Gott her gesehen Ungeordnete ausgebrannt werden mußte, damit sie, ihren Auftrag ergreifend, zu den Einmaligen wurden, als die sie durch die Jahrhunderte Geschichte prägen durften. Die Beispiele machen auch verständlich, daß es den Exerzitien primär und zentral um eine einmalige, die Ganzheit des Lebens ins Spiel bringende, deshalb nicht rückgängig zu machende Wahl geht, in der ich meine eigene Identität in Gott finde.

Maria – die von Anfang an Gelassene

Die Exerzitien lieben und empfehlen den Gebetsweg „durch Maria zu Jesus, durch Jesus zum Vater“. Dies muß nach der Logik der Exerzitien besagen, daß Maria – und dann Jesus – eine bestimmte archetypische Stellung zu ihrer Idee und ihrem angestrebten Ideal zukommt. Für Maria ist der Aufweis leicht, hat sie doch – nach der katholischen Dogmatik – aufgrund ihrer unbefleckten Empfängnis und Sündelosigkeit die vollkommene Haltung der Kreatur, ihre *indiferencia* zu Gott immer schon erreicht. Sie braucht um Überwindung von ungeordneten Neigungen nicht zu ringen. Sie ist in jedem Augenblick ihres Daseins bereit für den göttlichen Ruf, wobei wir aber auch die naturhaften Schranken ihrer Kreatürlichkeit, die ihre Bereitschaft nicht stören, wahrnehmen. Sie braucht eine Zeit der Reifung, bis der ausdrückliche Ruf an sie ergeht: diese Diastase zwischen Bereitschaft und Ruf kennzeichnet am deutlichsten ihre reine Kreatürlichkeit und unterscheidet sie vom Menschsein ihres Sohnes. In der Zeit ihrer Bereitschaft vor dem Ergehen des Rufes kann sie Entschlüsse fassen, die scheinbar ihrer nachherigen Berufung widersprechen – ihre Ehe mit Joseph –, aber tiefer gesehen sich ihrer Berufung einfügen, sogar als notwendiges Element: soll doch ihr Sohn aufgrund dieser Verbindung mit Joseph zurecht als „Sohn Davids“ gelten können. Ferner kann sie in der Szene der Berufung ohne jede Unordnung perplex sein, wie sie sich dem Willen Gottes gemäß zu benehmen hat („Wie soll dies geschehen...?“), und das Nichtverstehen, das von ihr bei der Szene des Zwölfjährigen berichtet wird, hat sie gewiß weitgehend bis hin zum Kreuz begleitet, es ist geradezu in ihrem Jawort eingeschlossen, daß sie sehr vieles dessen, was sie im Gehorsam tun und leiden muß, im gehorsamen Vollzug nicht versteht. Um wieviel weniger vollkommen, ja um wieviel weniger menschlich erschiene sie uns ohne diese Nacht, durch die sie dauernd und steigend hindurch muß, bis zur Szene der Pietà. In der Schwierigkeit ihres Lebens wird sie – trotz oder wegen ihrer Makellosigkeit – zur Für-

sprecherin für die Sünder, deren meist ganz verschiedene Ratlosigkeit aus Verirrung herkommt. Sie kann mit uns Sündern „mit-leiden“ und wie ihr Sohn durch Leiden den grundsätzlich bejahten Gehorsam an Gott tiefer „lernen“ (Hebr 5,8). Aber dieser ganze Weg, den sie in Mühsal zu gehen hat, liegt in der Mitte des Willens Gottes, der erhaltenen Berufung als Mutter des Messias.

Um dieser absoluten Richtigkeit ihres Schreitens willen erbittet der Exerzitand ihre Vermittlung. Sie möge ihn auf den rechten Ausgangspunkt bringen – die Überwindung aller „ungeordneten Neigungen“, die *indiferencia* des unbedingten Jasagens der Magd des Herrn –, in dem sie sich auskennt, weil sie immer schon von diesem Punkt ausgegangen ist.

Jesus – Einheit von Gelassenheit und Sendung

Man könnte zunächst geneigt sein, die Berufung Jesu in analoger Weise wie die seiner Mutter zu sehen, etwa indem man die Taufe im Jordan als den Augenblick bezeichnete, da ihm seine Erwählung zur besonderen Gottessohnschaft geoffenbart worden wäre. Er wäre dann bis zu diesem Zeitpunkt ein Mensch wie andere gewesen (denn der einmalige Sohn des Vaters kann man nicht sein, ohne es zu wissen), aber so könnte er durch die nachträglich kundgetane Erwählung auch nur bis zum Adoptivsohn aufrücken. Dann müßten die schon sehr frühen und sehr geprägten Aussagen über seine naturhafte Gottessohnschaft fromme Übertreibungen sein – und doch sind die ganze paulinische und später die johanneische Christologie, die großen theologischen Ausdeutungen des Christusereignisses, ganz auf dieser (jede Adoption übersteigenden) naturhaften und damit ewigen Sohnschaft aufgebaut.

Hält man an dieser fest, dann ist im Bewußtsein Jesu eine zeitliche Diastase zwischen Bereitschaft des Menschen Jesus und seiner Sendung vom Vater nicht möglich, auch wenn man ein Wachstum und eine Entfaltung seines Sendungsbewußtseins entsprechend den Stufen menschlichen Reifens durchaus annehmen kann, ja muß. Diese Diastase ist deshalb unmöglich, weil es das Wort Gottes ist, das Mensch wird, einer, „der nicht aus dem Begehren des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren ist“. Dieser Eine, aus Gott Geborene oder Gezeugte ist auch der von Gott in die Welt Gesendete, und daß dieser Gesendete Mensch wird, ist bereits ein Akt, der erste, seiner Sendung. Die Sendung aber ist nichts als der zeitliche Aspekt seines ewigen Ausgangs aus dem Vater, wie Thomas ausdrücklich sagt: „Der zeitliche Hervorgang ist seinem Wesen nach kein anderer als der ewige Hervorgang, er fügt lediglich einen Bezug auf eine zeitliche Wirkung hinzu“ (1 Sent d14 q1 a1 sol). Deshalb ist die Annahme einer menschlichen Natur Funktion der ihr vorausliegenden Sendung, und jedes Gehaben und Verhalten dieser Natur ist auf diese Sendung bezogen.

Zu diesem Verhalten gehört nun ganz gewiß die Indifferenz, das restlos Hingegebenheit und Verfügbarheit für die göttliche Sendung. In dieser *abstrakten* Betrachtungsweise, die das Gehaben des Menschensohnes unter Ausklammerung der Fleischwerdung des Wortes zu fassen sucht, lassen sich Äußerungen wie die folgende, heute oft gehörte verstehen: „Jesus war der ganz Gott überantwortete Mensch“, oder: „Das Selbstverständnis dieses Menschen bestand grundlegend darin, Gott in jedem Akt seines Lebens als den sich durchsetzenden Gott da sein zu lassen“, somit in einer „Gelassenheit“, die zugleich „hoher Anspruch“ war (F. Jüngel). Aber eine solche Gelassenheit, die „Gott da sein läßt“, gelangt letztlich nicht über die Stufe des Marianischen hinaus. Sie erklärt nicht, daß dieser Mensch nicht etwa nur eine „Hohlform“ ist (wie man heute auch sagen hört), durch die hindurch die Stimme Gottes tönt, sondern daß er selber das Wort Gottes spricht, ja *als* das Wort Gottes spricht („*Ich* aber sage euch“), also das Wort Gottes *ist*.

Somit gibt es *konkret* keinen Moment, in welchem man die Menschheit Christi dem Wort Gottes (in *indiferencia*, Gelassenheit, Übergabe etc.) gegenüberstehend betrachten kann, vielmehr kann sich diese Menschheit nie anders verstehen, denn als die Gegenwart einer sie als ganze begründenden Sendung. Man kann höchstens sagen, daß in der menschlichen Natur Christi die Indifferenz der immer schon von der objektiven Sendung und dem subjektiven Sendungsbewußtsein in Anspruch genommene und restlos durchfüllte Raum ist, der als solcher freilich zum Wesensbestand einer Menschennatur gehört und ihr Kostbarstes, ihre Freiheit besagt, und zwar eine zu ihren höchsten Möglichkeiten gelangte Freiheit. „Wenn der Sinn von Inkarnation das Sich-Geben Gottes bis zum äußersten ist, dann ist die menschliche Freiheit Jesu die exponierteste endliche Freiheit, die es gibt, will sagen jene, deren freier Gehorsam, deren freies Sich-Geben an den Vater das *unselbstverständlichste* Sich-Geben bedeutet. Aber gerade hier ist es kein Widerspruch, daß *dieses* Sich-Geben zugleich in der unfehlbaren Eindeutigkeit der göttlichen Freiheit, des göttlichen Sich-Gebens innestehet. Die höchste Dramatik und die reinste Gelöstheit schlagen in eins.“¹ Die Dramatik aber rührt daher, daß dieser Freiheit die Erfahrung der Widerstandsfähigkeit der Sünder gegen Gottes Willen aufgebürdet wird, die in der Versuchung wie am Ölberg durchfahren werden muß, aber in der unerschütterlichen Sendungsindifferenz Jesu („*nicht mein Wille, der deine geschehe*“) bestanden wird². Wenn die zeitliche Sendung dem Wesen nach identisch ist mit dem ewigen Hervorgang des Sohnes aus dem Vater, und diese zeitliche Sendung nicht etwa bloß der göttlichen Person des Logos (im Gegensatz zum Menschen Jesus) zugeschrieben werden kann, sondern durch-

¹ Klaus Hemmerle, *Thesen zu einer trinitarischen Ontologie*, Einsiedeln, Johannesverlag 1967, 65.

² Vgl. dazu: *Kennt uns Jesus – Kennen wir ihn?* Freiburg, Herder ²1980.

aus dem, worin der Logos seine Sendung ausführt, dann muß der Mensch Jesus wissen, daß Grund und Ziel seiner Existenz identisch ist mit dem Auftrag – nicht etwa des dreieinigen Gottes, sondern seines göttlichen Vaters, die Welt mit Gott zu versöhnen, wie immer der Vater diesen seinen Auftrag, den er, Jesus, auszuführen hat, gestalten wird. Das letzte Wie braucht er gar nicht zu wissen, ja er will es gar nicht wissen, die entscheidende „Stunde“ überläßt er dem Vater. Er lebt „heute, morgen und am dritten Tag“ seinem Auftrag, in einer immerwährenden Einigung mit dem Willen des Vaters, den ihm der Heilige Geist offenbart, aber durchaus diesen Geist auch in sich selber tragend und somit aus seiner (gar nicht hohlräumigen) Spontaneität den göttlichen Auftrag gestaltend. So erscheint er uns in den Evangelien, er, der Eine, der nicht in zwei sich gegenüberstehende Bewußtseine und Iche zerlegbar ist, sondern sich bewußt ist, daß das Tiefste in ihm – seine Person – der Auftrag des Vaters ist, den er nicht, wie die Propheten, nur durchzugeben hat, sondern vielmehr zu *sein* hat.

Natürlich sind diese Aussagen keine Lösung des christologischen Mysteriums, und um noch tiefer darin einzudringen, bedürfte es eines größeren Raumes als des uns hier zur Verfügung stehenden. Aber abschließend wird doch eines klar: die völlige Einzigartigkeit der Sendung und des Sendungsbewußtseins Jesu entrückt ihn uns nicht, sondern stellt ihn gerade als das Urbild und Vorbild vor Augen, in dessen Nachfolge wir treten sollen. Wenn in uns die Bereitschaft (*indiferencia*) und die Sendung auch nicht ursprünglich zusammenfallen, so ist es uns doch möglich, unsere Bereitschaft, wenn einmal die Sendung ergeht (und sie kann auch stufenweise und in immer neuen Wendungen ergehen), restlos in ihren Dienst zu stellen. Dies hat Maria gekonnt, da ihre Bereitschaft von jeher eine vollkommene war. Wir haben es zu lernen, indem wir (in der Schule der Exerzitien) unsere Bereitschaft von den ungeordneten Neigungen läutern, realistisch (gemäß den Übungen der ersten Woche) vom Schmutz unserer Sünden, denn ohne die ebenso realistische Umkehr – im „Gespräch“ des Sünders mit seinem Opfer, dem gekreuzigten Gottmenschen, bleibt jede Meditation reine Illusion. Weil uns diese Umkehr, diese Reue und (General-)Beichte unerläßlich notwendig sind, kann Ignatius mit solchem fast übertrieben scheinendem Nachdruck auf dem Erkämpfen einer wahren und nicht eingebildeten Indifferenz beharren. Noch in den Vorbemerkungen zur Wahl warnt er nachdrücklich vor einer Lebenswahl ohne Indifferenz. „Gar viele täuschen sich in dieser Hinsicht, indem sie aus einer schiefen oder schlechten Wahl eine göttliche Berufung machen, denn jegliche Berufung, die von Gott kommt, ist immer lauter und durchsichtig (*limpia*), ohne Beimischung des ‚Fleisches‘ oder irgendeiner andern ungeordneten Neigung.“